



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 56

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, z. B.

August 1954

Besitz stirbt, Sippen sterben, Du selbst stirbst wie sie.
Eines weiß ich, das ewig lebt: des Toten Tatenruhm. (Aus der Edda)

Das Niederdeutsche Heimatblatt und mit ihm der Heimatsbund der Männer vom Morgenstern und der Nordwestdeutsche Verlag haben einen schweren Verlust erlitten.

Am 20. Juli 1954 ist in Hamburg-Rissen

Theodor August Schröter

Studienrat i. R.

von türkischem, mit bewundernswerter Geduld getragenen Leiden erlöst worden.

Unermüdllich, forschend und anregend, für die Heimat tätig, ausgestattet mit umfassendem Wissen, vor allem auf geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Gebiete, hat der Dahingegangene mit ausgesprochen schriftstellerischer Begabung vom Jahre 1951 bis zu seinem Tode das Niederdeutsche Heimatblatt geleitet.

Th. A. Schröter hat es verstanden, unser Blatt so auszugestalten, daß es nicht nur die Verbindung zwischen den zahlreichen Mitgliedern des Heimatsbundes der Männer vom Morgenstern aufrecht erhielt, daß es vor allem, wie uns immer wieder versichert worden ist, von den Lesern mit Freude und Spannung erwartet wurde.

Eine eingehende Würdigung der Persönlichkeit und des Schaffens des zu früh Dahingegangenen wird der demnächst stattfindenden Gedenkfeier für den Verstorbenen vorbehalten bleiben müssen.

Th. A. Schröter hat sich in seinem Heimatblatt und seinen sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Männer vom Morgenstern
Heimatsbund an Elb- und Wesermündung

Nordwestdeutscher Verlag
Ditten & Co.

Nachdem der Heimatsbund der Männer vom Morgenstern erst kürzlich den Heimgang seines verdienstvollen Ehrenmitgliedes Pastor Rütger zu beklagen hatte, traf ihn aufs neue ein schwerer Schlag.

Dr. Richard Cappelle

Oberstudienrat i. R.

ist seinem schweren Leiden erlegen.

Mit ihm verliert der Heimatsbund nicht nur seinen ehemaligen Vorsitzenden, der in schwieriger Zeit mit Geschick und Tatkraft die Arbeit des Heimatsbundes weitergeführt hat, sondern vor allem auch einen seiner besten wissenschaftlichen Mitarbeiter.

Durch sein als Quellenwerk unentbehrliches „Registrum bonorum“ und andere grundlegende wissenschaftliche Arbeiten in den Veröffentlichungen des Morgensterns hat Richard Cappelle sich einen Platz unter den besten Historikern des nordwestdeutschen Raumes gesichert.

Neben einem Gustav von der Osten, neben Heinrich und Eduard Rütger u. a. wird auch der Name Richard Cappelles stets in Ehren genannt werden.

Zum Gedenken an die zwei kürzlich heimgegangenen verdienten Morgensterner R. Cappelle und Th. A. Schröter bringen wir nachstehend eines der schönsten Gedichte des von beiden Dahingegangenen gleichermaßen verehrten Begründers des Heimatsbundes der Männer vom Morgenstern, Hermann Allmers:

Einem treuen Knecht

Das ist der Acker, den du pflügest,
Das ist die Saat, die du gesät,
Da du dir selber nie genügest
Für mich zu schaffen früh und spät.

Es ging hinaus zum lust'gen Heuen,
Es kam die Ernte segenschwer,
Ich kann mich nimmer drüber freuen,
Weil du dich freuest nimmermehr.

Dir kann ich ja von all' dem Segen,
Den ich durch dich gewonnen hab',
Nur diesen Kranz von Ahren legen
Voll Dank, voll Trauer auf dein Grab.

Doch dein Gedächtnis will ich halten
Im Herzen hoch, laut preisen dich
Für all' dein treues Tun und Walten,
Mein wack'rer treuer Friedrich.

Etwas über den „Neidkopf“

Bei den Fahrten der Männer vom Morgenstern innerhalb und außerhalb des Weser-Eiswinkels konnten die Teilnehmer wiederholt mit eigenartigen Skulpturen Bekanntschaft machen. Beim Betreten von Burgen und Schlössern, Kirchen und Privathäusern wurde den Gästen nämlich durch eine aus der Mauer oder dem Balkenwerk vorspringende Frage, die vielfach noch dazu ihre Zunge recht weit hervorstreckt, ein Empfang besonderer Art bereitet. Zuletzt sahen wir einen derartigen Kopf an dem Rodentkirchener Gotteshaus. Auch das wenige, von der alten Zimnerkirche übriggebliebene Balkenwerk zeigt einen Kopf von offensichtlich gleicher Art.

Ein vollständiges Verzeichnis solcher Köpfe würde ein ganzes Buch füllen. Sie sind nicht auf Deutschland beschränkt. Man findet sie ebensogut in der Schweiz, in Holland, in Norwegen und anderen europäischen Ländern. Sie waren schon den alten Ägyptern und den Hethitern bekannt. Selbst die primitiven Völker der Tropen kennen derartige Köpfe, so z. B. die Indianer und südindische Stämme. Karl Helbig fand zu seiner Überraschung mitten im Urwald von Borneo an einem Totenmal einen Kopf mit langherausstehender Zunge, von dem er in seinem Buch „Urwaldwunder Borneo“ ein gutes Lichtbild bringt.

Was hat es mit diesen Köpfen auf sich? Nicht immer liegt der Fall so einfach wie in Groningen wo ein derartiges Bildwerk gewissermaßen mit einer schriftlichen Erläuterung versehen ist. Dort hat man nämlich das Abbild eines bärtigen Mannsbildes an einem Bürgerhaus im 17. Jahrhundert mit der Inschrift versehen: „Ja tief noch int“, „Ja sehe noch hin“, und so zum Ausdruck gebracht, daß der Kopf in ähnlicher Weise über das Haus wacht wie etwa der Kranich, das Sinnbild der Wachsamkeit, über das Kranichhaus in Otterndorf.

Man könnte vermuten, daß da, wo solche Erläuterungen fehlen, die Bezeichnung des Kopfes über sein Wesen Aufschluß gibt. Aber das Ergebnis ist mager. In Enger sieht man einen solchen Kopf an der Kirche als „Wittkinds Diener“ an einen anderen als den „Keger, der die Kirche erbaut hat“. In Schweinfurt wird der Kopf als „Heidengöbe“ erklärt. In Norwegen spricht man von einem „Perlschädel“. In Köln nennt man die Köpfe über den Türpfosten alter Häuser „Orientköpfe“. Anderwärts spricht man von „Zapfen“ oder „Blecken“. Schmalkalden hat eine „Lallipuppe“. Bekannt sind vor allem der Baseler „Zungenmann“, „Lalli“ oder „Valentkönig“.

Sieht man von den erwähnten Umdeutungen ab, bei denen es sich offenbar um die Erklärung eines nicht mehr verstandenen Gegenstandes handelt, so zielen die Bezeichnungen restlos auf das Zungenausstrecken der Köpfe ab. Das ist ohne weiteres klar beim „Zapper“ und „Blecker“ denn „blecken“ bedeutet soviel wie: die Zähne oder Zunge zeigen. Aber auch die Bezeichnungen Lallipuppe, Lalli und Valentkönig besagen nichts anderes. Sie erklären sich am einfachsten aus dem englischen loll = herausstrecken und englischen popp = pusten, schnellen, sowie dem englischen lollipop = Ledermaul, dem ein hier und da auftretender deutscher Familienname Lillpopp, Polpopp und dergleichen entspricht.

Die örtlichen Bezeichnungen geben uns über den Zweck der eigenartigen Köpfe also keine Auskunft. Einen Schritt weiter bringt uns dagegen die offensichtlich verwandte „Neidzange“, wie sie nach einer altnordischen Saga Egil gegen die „baettir“, dämonische zwerghähnliche Wichte, errichtet haben soll. Ihre Bezeichnung stellt nämlich eine eindeutige Beziehung her zu jenen Hausinschriften, die wir auf deutschem Boden immer und immer wieder an älteren Gebäuden antreffen. So heißt es z. B. an einem 1567 erbauten Hause in Oldersum bei Emden:

Och nieder laet din Nidet sin.
Wat Godt mi gvyndt dat is min.
As Godt behaget
So ist betet benidet as beklaget,

und eine Hildesheimer Inschrift aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts besagt:

Ich Got wie geit das immer zu —
Das die mich halzen den ich nichts thu —
Die mir nichts gonne und nichts geben —
Muszen dennoch leiden das ich lebe.

Wenn man statt einer solchen Inschrift einen „Neidkopf“ anbrachte, so also ohne Frage deshalb, weil man dem Neid anderer Leute zu begegnen suchte. Dieser Neid konnte nämlich nach uralter Auffassung eine — zunächst wohl nur magisch gedacht gewesene — Schädigung zur Folge haben. Noch heute vermeiden es aus eben diesem Grunde vorsichtige Leute, sich selbst, ihre Gesundheit oder sonstige Glücksgüter zu loben, oder sie fügen vorsorglich ein „Unberufen!“ hinzu.

Inwiefern war nun ein Kopf mit ausgestreckter Zunge geeignet, den Neid und damit eine Schädigung durch Dritte fernzuhalten? über den Grund unterrichten uns wieder die Inschriften selbst. Wenn es in dem braunschweigischen Brunsrode 1723 heißt:



Wenn der Neider noch so viel
Es geschieht doch, was Gott haben will;
Wer bauet an der Straßen
Muß die Narren reden lassen
oder in Köln

Was stahst du hier und gaffst?
Nach lieber, daß du schaffst!
oder in einem schleswig-holsteinischen Ort:

Blis buten
edder id smit die up de Snuten,
so klingt aus den Versen zwar stets der Gedanke der Furcht vor fremdem Neid aber auch zugleich der der trohigen Begegnung oder doch der Erhabenheit über die Lüste anderer heraus.

Dieser in mancherlei Abwandlungen stets wiederkehrende Inhalt der Hausinschriften legt den Gedanken nahe, daß der Neidkopf die aus ihnen sprechende ablehnende Haltung hat ersetzen sollen, daß der Kopf also der Abwehr gedient hat. Eine derartige Annahme läßt sich denn auch durch einige vergleichbare Beispiele aus dem Brauchtum erhärten. Nach einem alten Rechtsbrauch nämlich hatten einst zänkische Weiber einen Schandstein, den sogenannten Klapperstein, durch die Straßen zu tragen. Dieses Wahrzeichen des „losmäuligen Neides“ zeigte bisweilen die Gestalt eines verzerrten Frauenkopfes mit herausgestreckter Zunge. Der Vergleich dieses Rechtsbrauchs mit dem Schandpfahl, an dem sich der Täter im Mittelalter aufstellen und verböten lassen mußte, liegt auf der Hand. Auch der „Neider“ mußte so Spott und Hohn über sich ergehen lassen.

Während nun aber in diesem Fall der Kopf mit der herausgestreckten Zunge den Missetäter

oder die Missetat vertritt, gibt es auch Fälle, in denen die Zunge für den Geschädigten tätig wird. Wenn ein Kind mit einem anderen in Streit gerät, dann streckt es ihm noch heutzutage — sofern es nicht zu den ganz artigen Kindern gehört — die Zunge aus. Da die Zunge als der Sitz der Sprache gilt, kann diese Geste keinen anderen Sinn haben als den der Verhöhnung. Das Zungenausstrecken tritt an die Stelle eines unausgesprochen gebliebenen höhnischen Wortes, ganz ähnlich wie das auch durch das Zeigen einer „langen Nase“ geschehen kann, will doch diese offenbar nur soviel besagen wie: Ich bin dir trotz allem mehrere Nasenlängen weit voraus.

Nicht anders als in dem lehrerwähnten Fall liegen die Dinge nun auch bei dem „Neidkopf“. Ganz im Sinne der wiedergegebenen Hausinschriften ergiebt er Spott und Hohn über alle, die sich in böser Absicht der geschützten Stätte nahen. Das führen uns mit besonderer Deutlichkeit die Baseler vor Augen. Ähnlich wie man noch heute einem mißliebigen Menschen erklärt: „Du kannst mir den Pudel hinunterrutschen“ oder auch ihm genau so antwortet wie Goethes Götz von Berlichingen, war dem Valentkönig des Baseler Brückenturms, der beim Schlag der Turm-

Nach dem Dahinscheiden unseres verdienten bisherigen Schriftleiters, Herrn Th. A. Schröter, hat im Einvernehmen mit den Männern vom Morgenstern und dem Nordwestdeutschen Verlag Diken & Co. Dr. Dr. Werner Panzer, Museumsdirektor z. Bv., vorläufig die Schriftleitung des Heimatblattes übernommen. Die Mitarbeiter werden gebeten, ihre Sendungen an die Anschrift von Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127, zu richten.

uhr die Zunge gegen Kleinbasel ausstreckte, nämlich ein Dufatenmännchen entgegengesetzt, das dem Valentkönig den verlängerten Rücken zukehrt. Auf der gleichen Linie liegt es, wenn man in Köln, wie gesagt, Köpfe der hier behandelten Art wegen ihrer spöttischen Grimassen als „Orientköpfe“ bezeichnete oder wenn eine Emdener Hausinschrift von 1558 wie folgt lautet:

WANNER DIT HVS BOVWET GODT
SO IS MENSCHEN NIDT MAN SPOT

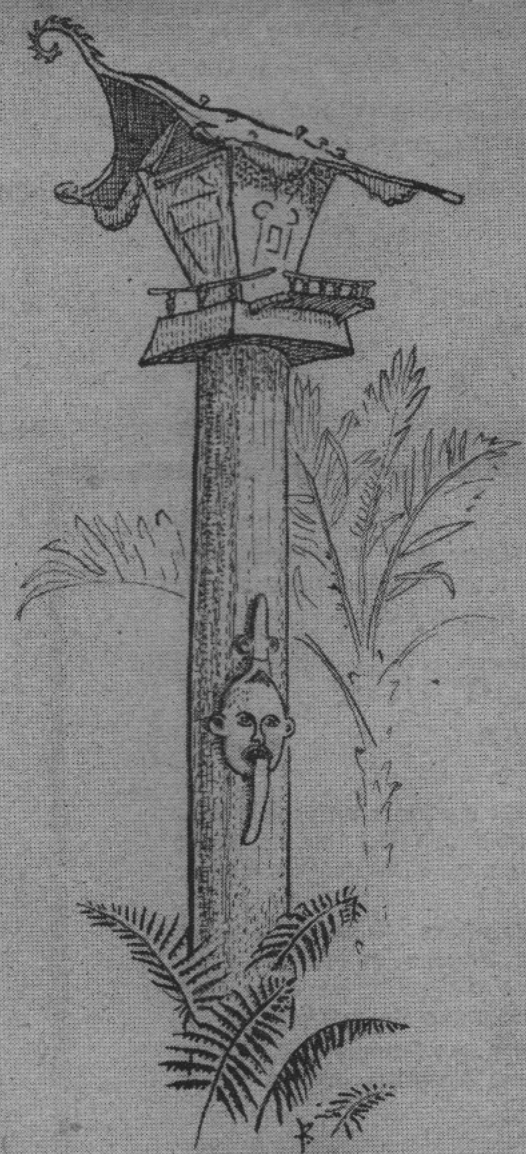
und so der Gedanke, daß der Neider nichts als Spott erntet, mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht wird.

Nur als eine Verstärkung der Abwehrwirkung werden wir es anzusehen haben, wenn man die Neidköpfe fräsenartig ausgestaltete oder ihnen das Aussehen irgendeines Wesens gab, dem jedermann gern aus dem Wege geht. Schon im alten Norden waren, wie sich aus Wilsjots Geleß ergibt, die Vordersteven der Schiffe mit allerlei Schreckfiguren versehen. Heute noch werden die Wasserspeier an den Dachrinnen nach alten Vorbildern gelegentlich als grimmige Drachen ausgebildet. In manchen Gegenden nagelt man statt dessen einen ausgestopften Raubvogel an die Haustür. Mit Vorliebe aber stattete man das Firstende des Hauses mit einer Schreckfigur aus. So nennt man in Ostirien bis heute die kleine Stange, die alle älteren Häuser an dieser Stelle zeigen, „Maljan“, d. h. toller Jan. Fast den gleichen Namen, nämlich „wilder Mann“, trägt in manchen Gegenden Niederfachsens eine bestimmte Fachwerfigur.

Im Laufe der Zeit konnten solche Abwehrfiguren geradezu groteske Formen annehmen. Wer einmal in den Kreuzgängen romanischer Kirchen oder Klöster gewandelt ist, dem wird nicht entgangen sein, daß ihre Säulen mit allerlei merkwürdigem Bildwerk ausgestattet sind, vor allem mit Tieren, Affen, Bären, Wölfen, Füchsen und dergleichen, die dem Betrachter deshalb mancherlei Rätsel aufgeben, weil sie so gar nicht an den heiligen Ort zu passen scheinen.

Anscheinend unter christlichem Einfluß benutzte man endlich zu dem gleichen Zweck auch das Kreuz. Wie der Gedanke, daß Gott gegen die Neider hilft, vielfach aus den Hausinschriften herausklingt, so ist das östliche Seitenportal der Kilianuskirche zu Lügde mit einem Kreuz versehen, während das westliche einen Neidkopf mit ausgestreckter Zunge zeigt. Auf Helgoland zeichnete man noch bis in die jüngste Zeit am Walpurgistag drei Kreuze an die Haustür, um sich so vor den Hexen zu schützen. Auch die Pferdeköpfe an den niederfachsischen und die Schwäne an den westfälischen und Altländer Bauernhäusern sind gekreuzt. Sie mögen also gleichfalls Abwehrzwecken gedient haben. Da man sich sonst zu Abwehrzwecken gern eines Pferdeschädels bedient — wie übrigens schon über dem Stadttor von Troja ein Pferdekopf angebracht war —, spricht manches dafür, daß das Pferd als eine Art Sündenbock diente.

Mag dem nun aber sein, wie ihm wolle. Wir können feststellen, daß man es einst auf die mannigfachste Weise verstanden hat, das Ungemach dem Hause fernzuhalten. Nur als eine von vielen Formen dieses Abwehrzaubers haben wir den Neidkopf anzusehen. Dr. Benno Siebs



Totenmal auf Borneo

Ein steinzeitlicher Siedlungsplatz auf der Altenwalder Heide

Entdeckung bisher unbekannter Geräteformen

Der unermüdblichen Tätigkeit des weit über das Morgensterngebiet hinaus bekannten Sammlers und Kenners steinzeitlicher Geräte und Werkzeuge, Gustav Schröder in Dorum, gelang eine aufsehenerregende Entdeckung. Ein in der Auswurfserie eines Kaninchenbaues von ihm entdecktes, kaum 5 Zentimeter langes Feuersteingerät ließ ihn bei dort unternommenen Grabungen einen Siedlungsplatz finden mit bisher unbekannten Geräteformen. Fachwissenschaftler, wie Prof. Sprockhoff, Kiel, oder Dr. Mendel-Bordes in Berlin, die sich die Funde in der musterhaft geordneten Sammlung Gustav Schröders in Dorum angesehen haben, bestätigen die Einmaligkeit des Fundes, dessen sichere zeitliche Einordnung wegen fehlender Vergleichsmöglichkeiten bislang unmöglich war. Ein Alter von mindestens 10 000 bis 12 000 Jahren dürfte indessen anzunehmen sein.

Vielleicht könnte ein Vergleich mit den viel reicheren steinzeitlichen Funden in französischen Sammlungen — Frankreich war in den Eiszeiten eisfrei und darum dauernd und dichter mit Menschen besiedelt — eine Aufklärung bringen.

Wir freuen uns jedenfalls, einen ersten Bericht über dieses hervorragende Ergebnis entsagungsvoller ehrenamtlicher Tätigkeit bringen zu können und wünschen dem Verfasser Glück bei seinen weiteren Unternehmungen zur Aufklärung der ältesten Geschichte unserer Heimat.

Auf der Altenwalder Heide, die schon viele urgeschichtliche Funde geliefert hat, gelang es dem Unterzeichneten, einen weiteren steinzeitlichen Siedlungsplatz zu entdecken. Die Fundstelle liegt im Norden der Altenwalder Heide, wo sich einige sandige Stellen befinden. Diese Sande sind bereits bald nach Ende der Eiszeit durch starke Regenfälle von höher gelegenen Stellen her dort abgelagert worden. In diesen Sanden waren mir in früheren Jahren schon wiederholt aus Feuersteinen hergestellte kleine Messerlingen und einige mittelgroße Randschaber, wie sie auf den meisten steinzeitlichen Siedlungsplätzen vorkommen, aufgefallen, ohne daß es zunächst gelang, besonders kennzeichnende Geräte zu finden. Da hier aber irgendwo eine Siedlung mit einwandfrei bestimmbar den Geräten sein mußte, beobachtete ich ständig diese Gegend, und so konnte nun endlich ein Er-

natürliche Verstärkung der Spitze geschieht ausgenutzt worden.

4. Stichel (Abbildungen 3 und 4), 158 Stück. Dieses Gerät ist dadurch entstanden, daß die kräftige Feuersteinklinge durch einen Abschlag (den Stichelschlag) auf der einen und durch Retuschen auf der anderen Seite eine kurze Schneide, ähnlich wie bei einem Schraubenzieher, erhalten hat. Es handelt sich in keinem Fall etwa um Geräte mit einer oder mehreren Bruchflächen, sondern stets um Stichel mit einem einwandfreien Stichelschlag. Bei den Abbildungen 3 und 4 ist die Richtung, aus der der Stichelschlag geführt wurde, durch einen kleinen Pfeil angedeutet. Abbildung 3 zeigt einen Mittelstichel, oben in der Mitte die kurze Stichelschneide, rechts der Stichelschlag und links die Retuschen. Abbildung 4 zeigt einen Doppelstichel, an dem sich oben ein Stichel und unten ein Mittelstichel befinden. Die Abbildungen stellen die Geräte in natürlicher Größe dar. Über den Gebrauch dieser Stichel ist uns wenig bekannt. Aber mit ihnen wird man sich wohl Geräte, Werkzeuge und Jagdwaffen aus Holz, Knochen und Geweih hergestellt haben, die leider in der Erde nicht erhalten bleiben.

Sechs gut gearbeitete Bohrer, 19 Rund- und Halbrundscharer sowie eine Anzahl Feuersteinplättchen, die bei der Herstellung der Geräte entstanden sind, vervollständigen das Inventar dieser Siedlung.

Es könnte nun der Einwand erhoben werden: Handelt es sich hier wirklich um eine Siedlungsstelle, wo Menschen in der Steinzeit gehaust haben, oder haben wir hier nur einen Werkstättenplatz vor uns, an dem nur die Steingeräte hergestellt wurden, während die Menschen sich an einer ganz anderen Stelle niedergelassen hatten, etwa da, wo ihnen in nächster Nähe gutes Trink-

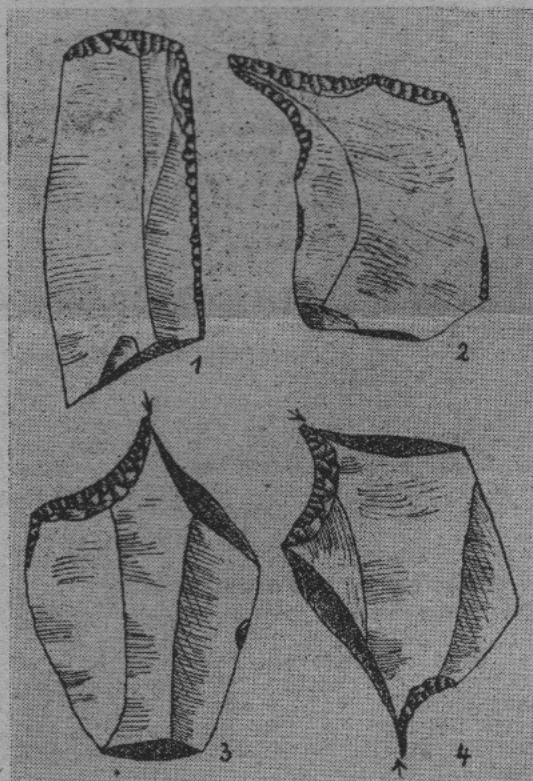
wasser zur Verfügung stand? Dem kann entgegengehalten werden: Auf einem Werkstättenplatz, auf dem die Geräte nur hergestellt worden sind, sind sicherlich niemals so viele gute Geräte zurückgelassen worden, da würde man nur einige wenige Stücke finden, die sich im Sande verstreut haben oder die mißraten waren. Auch die Frage nach dem Trinkwasser ist sehr berechtigt, denn ohne dieses konnte auch der Mensch in der Urzeit nicht leben. Aber in etwa 150 Meter Entfernung finden sich in Lehmgrund einige alte Kühlen, in denen auch heute noch und besonders in diesem regenreichen Sommer ein vollständig klares und einwandfreies Trinkwasser steht. Hier werden die Bewohner des Siedlungsplatzes ihren Durst gestillt haben. Und noch eins kommt hinzu: Die Fundstelle ist als Siedlungsplatz durchaus geeignet. In dem das Regenwasser sehr schnell durchlassenden Sandboden konnte der Armenisch seine zeltartig überdachten Wohngruben unbedingt einlassen und brauchte keine Angst zu haben, daß er durch Grundwasser gestört wurde. Daß er auch das Herdfeuer kannte, ist durch mehrere im Feuer ausgeglühte Steine, die dort gefunden wurden, als erwiesen zu erachten.

Können wir nun an Hand der vorliegenden Feuersteingeräte das Alter der Siedlung feststellen? Wir wollen es versuchen. Da sämtliche Geräte aus Feuersteinklingen und nicht aus Kernsteinen hergestellt sind, handelt es sich um eine reine „Klingenkultur“. Wichtig ist ferner, daß sämtliche Geräte ein einheitliches Gepräge aufweisen. Beimischen anderer Zeitabschnitte sind nicht festzustellen.

Klingenträger, Zinken und Stichel in ganz ähnlicher Ausführung kommen in einem jüngeren Abschnitt der Altsteinzeit vor. Das wäre in Nordwestdeutschland die „Hamburger Stufe“. Da aber die typischen Kerbspitzen dieser Kulturstufe auf der Altenwalder Heide fehlen und auch die Stichel einen etwas anderen, plumperen Eindruck als die der Hamburger Stufe machen, möchte ich das Alter der Siedlung in den allerjüngsten Abschnitt der Hamburger Stufe einreihen, vielleicht auch erst in die frühe Mittelsteinzeit, also etwa 12 000 bis 10 000 Jahre vor Chr. Geb.

Bemerken möchte ich noch, daß ich mir dieser Zeitbestimmung nicht ganz sicher bin, denn das vorliegende Siedlungsinventar mit seiner auffallend großen Anzahl etwas gedrungener Stichel (75 Prozent aller Geräte) ist etwas ganz Neues in Nordwestdeutschland. Ähnliche Funde, die zum Vergleich herangezogen werden könnten, sind bisher nicht bekannt geworden.

Gustav Schröder, Dorum



folg gebücht werden. Auf der Auswurfserie eines Kaninchenloches lag ein Stichel. Die dort nun wiederholt vorgenommenen Grabungen ergaben folgendes Bild:

Über dem eiszeitlichen Moränenschutt, der hier überall den Untergrund bildet, befindet sich eine weiße bis hellgraue Sandschicht in einer Stärke von 20 bis 40 Zentimeter, darüber eine bis 10 Zentimeter starke Humusschicht. Aus der sandigen Schicht konnten bisher folgende Feuersteingeräte gehoben werden:

1. Messerlingen, 18 Stück. Die Klingen sind nur 4 bis 6 Zentimeter lang und im allgemeinen schlanke gehalten. Einige zeigen Gebrauchsspuren. Kernsteine, von denen die Klingen abgeschlagen sind, wurden bisher nicht gefunden.

2. Klingenträger (Abbildung 1), 9 Stück. Es handelt sich um Feuersteinklingen, deren eine Schmalseite durch feine Schläge („Retuschen“) ein abgerundetes oder auch ein gerades Ende erhalten haben, das ist die Krakerante. Bei dem abgebildeten Stück ist auch die rechte Seite retuschiert, wodurch eine kräftige Schaberante entstanden ist. Die linke Seite ist messerscharf und eignet sich durchaus zum Schneiden. Wir haben hier also ein Mehrfachgerät vor uns, mit ihm konnte man kraken, schaben und schneiden.

3. Zinken (Abbildung 2), 4 Stück. Dies sind kurze, aber kräftige Klingen, die ebenfalls durch feine Retuschen eine nach rechts oder links abgetrimmte bohrerähnliche Spitze erhalten haben. Dabei ist der hohe Mittelgrat des Abschlags als

„Jück will zu Jück“

„Brautbriefe“ aus längst vergangener Zeit

Wenn in früheren Jahrhunderten eine Ehe geschlossen werden sollte, dann wurde kurz vorher ein Vertrag aufgeschrieben, der alle Verpflichtungen des Bräutigams sowie der Braut enthielt. Diese Niederschriften, die entweder der Pastor oder der Vogt machten in Gegenwart des Brautpaares und dessen nächsten Verwandten, nannte man Ehekontrakte oder Brautbriefe. Der größte Bauer wie auch der kleinste Kötersmann legten Wert auf solch einen Brautbrief, denn er war oftmals bei späteren Erbschaften der einzige Beweis für ihre Ansprüche. Die darin festgelegten Mitgiftten umfassen die Spanne von 1000 bis zu fünf Tälern, es kommt auch vor, daß auf beiden Seiten kein einziger Spargroschen vorhanden ist, so daß der Pfarrer niederschreiben muß: „Der Bräutigam nimmt seine Braut zu sich in seine Kiste, sie bringt ihre wenigen Habseligkeiten ins Haus und verheiratet alle möglichen Dienste, Fleisch und Arbeit...“ Der Wortlaut solcher Brautbriefe ist im allgemeinen immer der gleiche, soweit es sich um die äußere Form handelt, der Inhalt ist natürlich verschieden, je nach des Hauses „Vermögen“, wobei dieses Wort noch in seinem ursprünglichen Sinn gebraucht wird (was das Haus zu geben „vermag“). Die Brautbriefe beginnen:

„Im Namen der Heiligen und Hochgelobten Dreifaltigkeit sei hiermit jeder männlich fund und offenbar, daß heute (Datum) durch göttliche Providenz und mit Vorbedacht und Wissen beiderseitiger Eltern (durch guter Freunde Anraten) eine christliche Ehe aufgerichtet und beredet zwischen dem ehr- und achtbaren jungen Gesellen (Name) einerseits als Bräutigam und der tugendhaften (Name) andernteils als Braut. Diese christlichen Leute vertrauen sich im Beisein von Anverwandten und Freunden und geloben einander alle Liebe und Treue (haben zu mehrer Festhaltung sich die Hände gereicht und den Traupfennig dargereicht) und sie gebeten auch nachstehendes solches Eheverbot durch priesterliche Copulation zu vollziehen. — Was nun die zeitlichen

Güter anlangt, so nimmt der Bräutigam obgedachte Braut zu sich in sein Haus und Güter, daß sie dieselben mit ihm gebrauchen, benutzen und bewohnen soll (daß sie nebst ihm über das Seinige zu schalten und zu walten haben soll), wie es einer ehrbaren Frau wohl ansteht. — Was den Brautbeschaf belangt, so verspricht der Brautvater (Bruder) der Braut mitzugeben 1. so und so viel Taler, 2. so und so viel Vieh, nebst einer Kiste (Truhe mit Leinwandstücken), einem Bette und einem unstrafbaren Brautwagen. Diese Mitgift ist zu zahlen an folgenden Terminen: auf Brautmorgen (ein Teil), in den nächstfolgenden Jahren (der Rest). — Den Sterbefall belangend, so bleibt derselbe nach Landesart: länger Leib, länger Gut, und zwar also und dergestalt, daß der längst lebende Teil des Verstorbenen Güter Erbe sein und bleiben soll zu ewigen Tagen und von Kind zu Kind. — Daß diesem also sei, haben beide Seiten zu mehrer Betätigung diesen Kontrakt nüttern und vorbedacht eigenhändig unterschrieben.“

Es folgen die Namen des Brautpaares, der Verwandten und Freunde. — Eine ganze Reihe von Brautbriefen handeln von der Einheirat eines Bauernsohnes in den Hof einer Witwe. Das war für viele junge Leute, die nicht den väterlichen Hof erbten, die einzige Möglichkeit, zu eigenem Besitz zu kommen, denn schon in den Brautbriefen setzten die Witwen ihren zukünftigen Mann als Erben ein. Dabei spielte das Alter keine Rolle; es sind Fälle überliefert, in denen die Braut 15, 16, ja sogar 21 Jahre älter ist als ihr Bräutigam. (1693, 1731, 1741.) Bisweilen hat auch ein Bauer einmal ganz weit vorausgerechnet, wohl nach dem Grundsatze „Jück will zu Jück“, und so hat er in dem Brautbrief seiner Tochter (1717) der Schwester seines zukünftigen Schwiegersohnes einen Ochsen versprochen, „so sie nach ihrem Gefallen aufziehen kann!“ Sie soll, wenn sie ihre rechten Jahre erreicht und ihr mein Sobn Johann anständig, alsdann diesen heiraten und in gleicherweise aufgenommen werden, wie jeso

der Braut geschickt.“ — Einen breiten Raum nehmen die Bestimmungen ein, die getroffen werden, wenn die Witwe Kinder hatte, ihre christliche Erziehung wird verlangt und das „Anhalten zur Schule“, und endlich wird die Aussteuer festgesetzt, die sie aus dem Hof haben sollten, „wenn sie zu Ehren kommen“ (heiraten).

Auf einem großen Bauernhof bekam die Braut als Mitgift etwa 700 Taler, 2 Pferde und 2 Kühe, dazu am Brautmorgen 1 Jungvieh, 4 Seiten Speck und 4 Tonnen Bier. Wenn nun ein Hof viele Kinder auszusteuern hatte, so war das nicht einfach, besonders, da fast zu allen Zeiten das bare Geld beim Bauern knapp war. Er mußte dann entweder eine Anleihe aufnehmen, oder er geriet mit der versprochenen Mitgift in Verzug. Es gibt Fälle, wo das ehemalige Brautpaar längst als alte Eheleute verstorben war und die Kinder noch um die im Brautbrief zugesicherte Mitgift ihrer Eltern prozessierten. Und daneben andere Fälle, in denen ein Hof in Konkurs geriet infolge der vielen auf ihn ausgestellten Brautbriefe.

Heute ist die Frage einer „standesgemäßen“ Aussteuer durch die Verhältnisse überholt und illusorisch geworden, unsere Vorfahren aber hielten fest am Herkömmlichen und nahmen die Sache sicher, denn:

„Was man schwarz auf weiß besitzt,
kann man getrost nach Hause tragen.“

G. Cornelius

Dom Büchertisch

Ein hochwissenschaftliches und doch sehr vernünftiges Buch erscheint im Karl-Wachholz-Verlag in Neumünster, und es ist eine Freude, es hier anzeigen zu können. Wir schlagen irgend-eine Seite auf und können uns gleich schmunzelnd belehren lassen über den Wert doppelter Kleidung: „Wat een affholen (aushalten) kann, ward twee niet te veel! seggt Karl Bruns, dor-tröck he twee Wijzen an, weil de Köster em ver-tageln (verhauen) woll.“ Oder ist es nicht vernünftig, zu wissen, wie man, bei Mondschein natürlich, Warzen entfernen kann? Man muß nur über sie hintretten und die Verse sprechen:

if bero di
nim Wötteln!
wat if seih, nähm tau (der Mond)
wat if strit, nähm aff!

Und ist es nicht nett, auf einer anderen Seite zu erfahren, daß einer, der aussieht, als ob er den Abendsegen schon gesprochen habe und am Einschlafen sei, Klaus Abendsegen genannt wird und so in unserem Lande Wurten, „olln Klosabend-segen“ eben einen langweiligen Kerl bezeichnet!

So geht es Seite um Seite, man kommt aus dem Schmunzeln nicht heraus und wird beim Lesen noch durch wohlgeformte hübsche Federzeichnungen erfreut und im Verständnis gefördert.

Und doch kann man kaum raten, das Buch hintereinander weg zu lesen: dafür ist es nicht gedacht und dafür eignet es sich nicht. Das wird auch gleich ersichtlich, wenn man den Titel erfährt: es handelt sich um das „Niederdeutsche Wörterbuch“, dessen eben erschienener zweiter Lieferungs wir die unter den Stichworten „afholen“, „afnehmen“ und „Abendsegen“ gebrachten Beispiele entnommen haben. Gerade diese — zahlreichen — Belege, die zu jedem Worte gebracht werden, machen dies Wörterbuch der Sprache unseres niederdeutschen Raumes so lebendig, so anschaulich, so vernünftig und so belehrend, daß es weit über den Kreis von Menschen hinaus, die sonst „Wörterbücher“ benutzen (müssen), benutzt, gelesen, gebraucht und — gekauft werden muß. Es gehört einfach in jede niederdeutsche Schule, und wer ein Verhältnis zu unserer Plattdeutschen Sprache besitzt und einmal in die ersten Lieferungen dieses Wörterbuches hineingesehen hat, wird mit Ungeduld die weiteren erwarten!

Daß die Herausgabe dieses Wörterbuches zudem eine wissenschaftliche und verlegerische Tat ist, soll zum Schluß noch besonders betont werden — wir wollen an anderer Stelle noch ausführlich darauf eingehen. Bief. 2. afbuddeln — afswinnen. Preis 6,50 DM.

*

Arnold Rehm, Schiff und See. Nordwestdeutscher Verlag Ditzén & Co., 112 S. Oktav, 1,50 DM.

Das ist so recht ein Lesestoff für die Ferienzeit! Wenn der Verfasser im Untertitel „eine fröhliche Erklärung für Badegäste, Seefahrer und Küstenbewohner“ verspricht, so kann man ihm gern bescheinigen, daß er sein Versprechen hinsichtlich der Fröhlichkeit wie hinsichtlich der Erklärung hält!

Dieser kleine Band in seinem ansprechenden Schutzumschlag (Meinhard und von Wicht) will in die Tasche gesteckt werden, wenn man mit oder ohne Gäste aus dem Binnenlande auf den Deich oder zum Hafen geht. Und ob es dann um Schiffs-typen (gute Zeichnungen von G. D. Schneider) oder Registertonnen, um Wellen oder Funkpeilung, um Patentlog oder Flaggen-signale geht — wir bekommen in launigster Weise klare, knappe und verständliche Auskunft. Viele nette, lustige und klärende Zeichnungen (Karl Bedal und Hugo Förstinger) schmücken das hübsche kleine Buch. P.

Die Vergnügungen der Otterndorfer vor 150 Jahren

Heinrich Wilhelm Schmecke, der Nefse von Carsten Niebuhr, hat bekanntlich Aufzeichnungen aus fast allen Wissensgebieten gemacht, nachdem er schon vor Vollendung des 40. Lebensjahres sein Amt als Bürgermeister in Otterndorf niedergelegt hatte. Unter seinen Schriften, die jetzt im Stadler Kreisarchiv liegen, befindet sich auch eine „Beschreibung der Stadt Otterndorf“, die etwa im Jahre 1801 verfaßt ist und Zusage bis 1810 enthält. Das letzte Kapitel dieses Werkes heißt „Vergnügungen der Einwohner“, es soll hier verkürzt wiedergegeben werden:

„Die Lage der Stadt Otterndorf in einer Ebene in der Marsch, worin im Winter die Wege mit großer Beschwerde und oft nur mit vieler Gefahr zu passieren sind, macht es im Winter — wenn nicht etwa durch Frost und Schnee die Wege fahrbar werden — den Einwohnern zur Notwendigkeit, sich gleichsam in der Stadt einzuschließen und dann nur solche Vergnügungen zu suchen, welche durch die Geselligkeit erhalten werden können. Ein Hauptvergnügen gewährt ein Concert.“ Da über das Otterndorfer Musikleben am Ende des 18. Jahrhunderts bereits an anderer Stelle berichtet worden ist, mag hier der Schlußsatz von Schmeckes Ausführungen darüber genügen: „Nach geendigten Concerte wird einige Stunden getanzt.“ Weiter heißt es:

„Außer den freundschaftlichen Familienzusammenkünften wird auch ein Clubb unterhalten (späterer Zusatz: „der Clubb möchte jetzt wohl einschlafen“) und von dem jüngeren Theil der Einwohner zu Zeiten ein Ball veranstaltet. Auch sind seit dem Jahr 1775 zwey Billards in der Stadt und eins nahe vor dem Thore, wozu noch zwey bedeckte Regelpathen gekommen sind, die auch im Winter ihre Liebhaber finden. Zur Unterhaltung des Geistes sind ein paar Lesegesellschaften vorhanden, wovon die eine schon seit dem Jahre 1774 besteht. Zu den öffentlichen Volksfesten gehört auch das Scheibenschießen. In älteren Zeiten, als noch ein jeder einzelne Bürger für sein Hab und Gut tritt, war eine solche Waffenübung notwendig, da aber ist dieser Grund weggelassen, und das Vergnügen mit zu beträchtlichen Kosten verbunden ist — wenn auch die Veräumnis in den Geschäften nicht gerechnet werden möchte — so wird das Scheibenschießen auch nur sehr selten vorgenommen.“

Es befremdet, daß überhaupt nicht von Theater-aufführungen die Rede ist, da es ja genügend Schauspielergesellschaften gab, die auch gern kleine Städte aufsuchten. Eine Erklärung gibt die Verordnung des Grafen aus dem Jahre 1781, daß im Lande Hadeln keine Schauspieler geduldet werden sollten.

Unter den Vergnügungen des Sommers nennt Schmecke an erster Stelle den Gartenbau in der Stadt und ihrer Umgegend: „Und wie angenehm und nützlich ist es nicht für einen Handwerks-mann, der, den ganzen Tag in seiner Werkstatt eingeschlossen gewesen, die angenehmen Abende mit seiner Familie in der freien Natur auf seinem Gartenplatz zubringen kann.“

Ferner werden Spaziergänge „auf beiden schat-tigen Stadtwällen“ und zur Schleuse erwähnt. Über den Blick vom Deich zitiert er seinen „be-rühmten Landsmann“, den Hofrat Meiners. Aus-führlich ist über Landpartien berichtet:

„Wenn die Otterndorfer auswärts ein Vergnü-gen suchen wollen, so fahren sie in verabredeten Gesellschaften nach dem Dobrod, einem schönen Wald im Amte Neuhaus, etwa zwei Meilen von Otterndorf. Diese Parthie wird häufig gemacht, und obgleich der Weg dahin keine Unannehmlichkeit hat, so ersetzt der Aufenthalt im bergichten Wald, der für einen, welcher beständig in der Ebene

lebt, immer neu bleibt, doch alles reichlich wieder. Im Walde liegt eine Försterwohnung, worin die Gesellschaften abtreten, sich aber bald unter hohen Bäumen in einer kleinen Entfernung von einer schönen Quelle lagern und im frohen Jubel die mitgebrachte kalte Küche zu sich nehmen. Oft kom-men unerwartet mehrere Parthien aus anderen Gegenden zusammen, und nicht selten findet man 50, 60 und mehrere Personen, die bald sich freundschaftlich nahen, bald aber in verschiedenen trau-lichen Gruppen sich vertheilen. Unter den man-nigfaltigen angenehmen Spaziergängen im Wald ist der nach dem Hasenberg wegen der schönen weiten Aussicht einer der angenehmsten. Auf dem Gipfel des Berges kann man bei hellem Wetter die Kirchthürme in Stade erblicken.“

Vor 10 bis 12 Jahren wurden mehrere solche Lustfahrten nach Brodswalde, eine halbe Stunde hinter Riebbüttel, gemacht. Diese Fahrt hat auch ihre besondere Annehmlichkeit. Der Wald ist zwar nur klein und nicht so schattenreich als der Do-broder Wald, aber die Fahrt dahin hat mehrere Annehmlichkeit. Gewöhnlich wird die Rückreise über Döse und Cuxhaven genommen, wo der Aus-blick der großen Wasserplaine und alles dessen, was zum Seewesen gehört, einen ganz eigenen Eindruck macht.“

(Späterer Zusatz:) „Das Wäldchen besteht aus größtentheils verkrüppelten Eichen, die meistens jährlich von Insekten kahl gefressen werden und dann gar keinen Schatten geben. Die sogenannten Flitteressen behalten ihre Blätter. Schon seit vielen Jahren — im vorigen Jahrhundert — wurde der Brodswald am Johannisstage vorzüg-lich besucht. In den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde ein Zeit aufgeschlagen, worin allerlei Erfrischungen für Geld zu haben waren. Liebe zum Gewinn lockte mehrere dahin, so daß endlich ein kleiner Jahrmarkt entstanden ist, welcher noch acht Tage nach Johannis fort-dauert und stark besucht wird. Im Jahre 1810 versicherte man, daß an einem Tage, am 26. Juni, wohl 150 Wagens da gewesen wären.“

Eine Fahrt an den Nordseestrand, um zu baden, war bei den Otterndorfern damals nicht üblich. Das Seebad in Cuxhaven ist ja auch erst 1816 ge-gründet worden.

Als „ein ganz vorzügliches Vergnügen der Ot-terndorfer“ wird der Belumer Markt genannt und so ausführlich beschrieben, daß die Schilderung fast ebensoviel Platz einnimmt wie die aller anderen Vergnügungen.

Am Schluß des Kapitels heißt es: „Eine ent-ferntere Lustparthie ist eine Wasserreise nach Ham-burg — 12 Meilen von Otterndorf — die bey günstigem Winde und Wetter schon in 6 Stunden zurückgelegt werden, worauf man aber auch bey ungünstigem Winde wohl ein paar Tage zubrin-gen kann. Gewöhnlich wird jedoch die Reise in einem Tage mit Bequemlichkeit gemacht.“

Dr. Wilhelm Benz

Geldpreis für niederdeutsche Dichter

Zur Förderung niederdeutscher Dichter und Erz-zähler stiftete ein unbekannter Hamburger Kauf-mann einen Geldpreis von 1000 Mark, der all-jährlich zur Bebenfer Dichtertagung dem Dichter des besten lyrischen oder epischen Werkes überreicht werden soll. Dies gab der Leiter der Dichtertagung, Hermann Quistorf, in Bebenfer bekannt. In den nächsten Tagen wird in Ham-burg ein Kuratorium gegründet, das alljährlich die Preisträger ermitteln wird. Dem Kuratorium muß nach Anweisung des Stifters, der ungenannt bleiben will, ein niederdeutscher Vertreter der ost-deutschen Gebiete angehören.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Unsere nächsten Veranstaltungen.

Am Sonntag, dem 22. August 1954, um 16 Uhr Festigung aus Anlaß des 80. Geburtstages unseres verdienten Mitgliedes Amtsgerichtsrat a. D. Robert Wiebald in Simons Hotel, Dorum. Ansprachen; Vortrag Dr. Gummel, Einwarden; Ziele und Wege der Urgeschichte; Vortrag Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven: Von Landschaft und Volksgut zwischen Weser und Elbe. (Aufgaben und Möglichkeiten eines volks-kundlichen Archivs.) Mit farbigen Lichtbildern. Musikalische Umrahmung: Rätke Ostermann/Frl. Frutig. Autobus ab Bremerhaven-Lehe, Straßen-bahnhof, 15 Uhr, Rückkehr gegen 20 Uhr. Fahrpreis 2,20 DM.

Am Sonntag, dem 5. September 1954, Treffen mit dem Stader Geschichts- und Heimatverein in der Börde Lamsfeld. Abfahrt ab Bremerhaven-Lehe, Straßenbahnhof, 8 Uhr. Wanderung durch den Westerberg, etwa zwei Stunden. Nach dem Mittagessen Vortrag von Herrn R. L. n. f., Mittel-

stenabe: Heimatforschung in der Börde Lamsfeld. Weiterfahrt nach Hethausen/Dvelgönne. Rück-kehr gegen 20 Uhr. Fahrpreis 7,90 DM einschließ-lich Mittagessen.

Am Sonntag, 12. September 1954, 11.30 Uhr, wird voraussichtlich im Geesthagen Speckenbüttel eine Gedenkfeier für unsere verstorbenen Mitglie-der Dr. Richard Cappelle und Th. A. Schröter stattfinden. Nähere Mitteilungen ergeben recht-zeitig.

Anmeldungen und Anfragen an Fahrtenleiter F. Niesel, Weidestraße 2, Tel. 2883. Postfach-tonto Hamburg, Kontonummer 758 60.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vier-teljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzén & Co., Bremer-haven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127